

Phase ordnungspolitischer Besinnung, weiterhin als wirtschaftlich rationaler Wegweiser optimaler Handelspolitik. Das Konzept ist sicherlich anpassungs- und erweiterungsbedürftig, gibt es doch in der langfristigen wirtschaftlichen Lehre und Praxis kein Heil außerhalb eines allgemein gültigen Systems multilateraler Regeln. Trotzdem ist die Zukunft ungewiß, weil das wiedererwachte Selbstbewußtsein staatlicher Vorsorgezwänge mit einem starken Hang zum Partikularismus und zu volkswirtschaftlicher Kurzsichtigkeit ausgestattet ist. Dies fördert protektionistische Tendenzen jeglicher Art. Wie in den vierziger Jahren sind interessanterweise wiederum die Vereinigten Staaten die Triebfeder hinter dem Neuüberdenken der multilateralen Handels- und Wirtschaftsordnung. Diesmal ist freilich kein

kohärentes amerikanisches Konzept erkennbar. In den Washingtoner Köpfen geistert die Idee eines Systems zur Absicherung von wirtschaftlicher Fairness, welche den strapazierten Liberalismus ergänzen könnte. Wirtschaftliche Anständigkeit und Gerechtigkeit stützen sich freilich auf subjektiv gesellschafts- und machtpolitische Kriterien und sind in der Praxis real nicht definierbar. Die amerikanische Initiative war angesichts der Zerfallserscheinungen im GATT notwendig, der Inhalt aber wenig glaubwürdig. Es liegt an anderen Partnern der Weltgemeinschaft, für die ökonomische und politische Vernunft einer einheitlichen und möglichst liberalen Welthandelsordnung im multilateralen Verhandlungskonzert nachhaltig einzutreten.

## Revolution für die Kinder

Zur Verleihung der Dag-Hammarskjöld-Ehrenmedaille (2. Februar 1986)

LIV ULLMANN

*Erstmals einer Frau wurde 1985 die Dag-Hammarskjöld-Medaille der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen zuerkannt: der norwegischen Schauspielerin Liv Ullmann, deren engagiertes Wirken als »Botschafterin des guten Willens« für das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen (UNICEF) gewürdigt wurde. Die Ehrenmedaille wurde nun schon zum fünften Male vergeben; 1983 war der frühere Präsident der Weltbank, Robert S. McNamara, der Preisträger, der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt der Laudator (VN 1/1984 S.16ff.). Ein anderer ehemaliger Bundeskanzler, Willy Brandt, auch er Präsidiumsmitglied der DGVN, hielt die Rede auf die Preisträgerin von 1985, die die Auszeichnung am 2. Februar 1986 auf einer Festveranstaltung in Berlin entgegennahm (ihre Ansprache geben wir nachstehend wieder). »Liv Ullmann ist nicht mehr und nicht weniger als eine engagierte Privatperson. Eine Privatperson, die sich entschloß, den Versuch zu wagen, wenigstens ein bißchen Unrecht aus der Welt zu schaffen. Ein Versuch, der jeden Menschen ehrt. Wenn er von einer berühmten Künstlerin unternommen wird, bekommt das persönliche Engagement eine zusätzliche Signalwirkung.« So Willy Brandt, der auch auf die Zusammenhänge von Frieden und Entwicklung einging: »Solange wir es zulassen, daß unser eigenes Leben kaltschnäuzig zur Disposition gestellt wird, solange lassen wir es auch zu, daß jedes Jahr an Millionen Menschen das Todesurteil in Form von Hunger und Elend vollstreckt wird. Dies nicht zuletzt sagt Frau Ullmann den anmaßenden Robotern, die sich als Menschen ausgeben, ins eisige Gesicht, wenn ich sie recht verstehe. Ich halte es übrigens für mehr als eine Zufälligkeit, wenn es eine Frau ist, die wir heute ehren. Es ist kein Zufall, daß unter denen, die ihren Protest gegen diese Art des Umgangs mit der Welt einlegen, daß unter denjenigen, die etwas für die tun, die unter dieser Art des Umgangs mit der Welt zu leiden haben, viele Frauen sind.«*

Zu den bewegendsten Worten Dag Hammarskjölds gehört der Satz: »Das Leben verlangt von uns nicht mehr als die Stärke, die wir aufbringen können. Die einzige Leistung besteht darin, nicht fortgelaufen zu sein.«

Ich mußte vor einigen Jahren an diese Worte denken, als ich in mein Hotel in Nairobi kam und im Radio »Jingle Bells« hörte. Es war kurz vor Weihnachten, das Zimmer war gemütlich und angenehm, und die Musik weckte bei mir Erinnerungen an eine unbeschwertere Kindheit. Und dann erschien von einem Augenblick auf den anderen das Bild eines kleinen Jungen in Somalia vor meinem geistigen Auge. Das Bild eines Kindes ergriff meine Seele und mein Herz. Eines kleinen Jungen, der meine Hand packte und mich ziellos durch ein Flüchtlingslager führte. Eines kleinen nackten Jungen, der nichts zu essen hatte, mit Augen, hundert Jahre alt, und einem kleinen Hintern mit Falten wie bei einem alten Mann.

Ich mußte mich auf eine Reise jenseits meines Berufs und der mir vertrauten Menschen und Dinge begeben, bis mich eines Tages ein kleiner Junge — das Opfer von Krieg und Gleichgültigkeit schlechthin — an Dag Hammarskjölds Worte erinnerte: »Das Leben verlangt von uns nicht mehr als die Stärke, die wir aufbringen können. Die einzige Leistung besteht darin, nicht fortgelaufen zu sein.« Seitdem begleitet mich dieses kleine Kind, hält seine kleine Hand mich fest. Ein kleines Kind, dessen kurzes Leben von Menschen geprägt wurde, die nicht einmal von seiner Existenz wußten. Ein kleines Kind, das nie eine Wahl gehabt hatte, weil die Entscheidungen über seinen Kopf hinweg getroffen wurden, und weil es niemals auch nur an Entscheidungen teilhatte. Ein kleiner Junge, über den kaltherzig entschieden — oder vielleicht auch überhaupt nicht entschieden — wurde, würde bald im Wüstensand sterben.

Dies ist der Grund, warum ich meine Entscheidungsmöglichkeiten erkennen und danach handeln will. Denn ich halte die Entscheidungsfreiheit für das, was den Menschen letztendlich ausmacht.

Der kleine Junge, dem keine andere Wahl blieb, als sich in unsere Entscheidungen zu schicken: Ich ging mit ihm herum, mein Finger von seiner Hand umklammert, seinen kleinen Kopf mit dem staubigen, weichen schwarzen Haar betrachtend, einen Kopf, der sich nie bewegte oder den Menschen zuwandte, an denen wir vorbeiging.

Als ich aufhörte, um ihn zu weinen, begriff ich, daß er mich etwas gelehrt hatte, daß er mir zu einer Sicht verholfen hatte, die mein Leben veränderte, weil ich nicht mehr mit meiner Naivität leben konnte. Er zwang mich, mit Optionen zu leben, die weder er noch ich kannten, als wir uns trafen.

\*\*\*

Dag Hammarskjöld schrieb: »Ist nicht gerade die Erfüllung unserer Pflicht gegenüber unserem Mitmenschen Ausdruck unseres tiefsten Sehnsens?« Wer nun ist mein Mitmensch? Gewiß der kleine Junge in Somalia. Ebenso aber auch die Frau, die ich in Mali sah: eine Mutter, die einfach dasaß und auf ihr ohnmächtiges, verdurstendes Kind starrte. Zwei Kinder hatte sie schon verloren. Allein in diesem kleinen Gebiet hatten die Märsen zweihundert Männer, Frauen und Kinder dahingerafft. Keine medizinische Versorgung, kein Essen. Kein Wasser. »Gestern hatte ich nichts zu essen, heute auch nicht, aber vielleicht morgen.«

Geduld scheint das einzige Vorrecht der Armen zu sein. 300 von 1000 Kindern in Mali haben keine Aussicht, fünf Jahre alt zu werden. Die Kinder sind die Märtyrer. Und sie sterben durch

Vernachlässigung. Durch Vernachlässigung unsererseits. 40000 Kinder sterben täglich an Hunger und wegen mangelnder medizinischer Versorgung. Alle zwei Sekunden stirbt ein Kind: jetzt — und jetzt — und jetzt.

Sie und ich werden uns an diesen toten Kindern letztlich messen lassen müssen.

Letztlich werden Sie und ich uns fragen müssen, warum diese Kinder nie das erhielten, was wir erwarteten und unseren eigenen Kindern gaben: Gesundheit, Erziehung und die Möglichkeit, eigene Entscheidungen zu treffen.

Morgen schon werden weitere 40000 Kinder unbeachtet sterben. Morgen wird der Rüstungswettlauf weitere zwei Milliarden Dollar verschlungen haben. Ich glaube den Menschen nicht, die behaupten, es bestehe kein Zusammenhang zwischen diesen Zahlen. Ich glaube den Menschen nicht, die behaupten, daß nur Traumtänzer hoffen können, das Gleichgewicht des Schreckens zwischen den Großmächten beseitigen zu können. Wir haben nicht viel Zeit. Wir müssen ungeduldig sein. Im Geiste von Menschen wie Dag Hammarskjöld müssen wir Spuren menschlicher Güte hinterlassen. Es geht um unser kurzes Leben. Es geht um unsere Welt.

Milliarden werden für das Wettrüsten — die Wissenschaft der Zerstörung — ausgegeben. Und Menschen, die leben, müssen sterben.

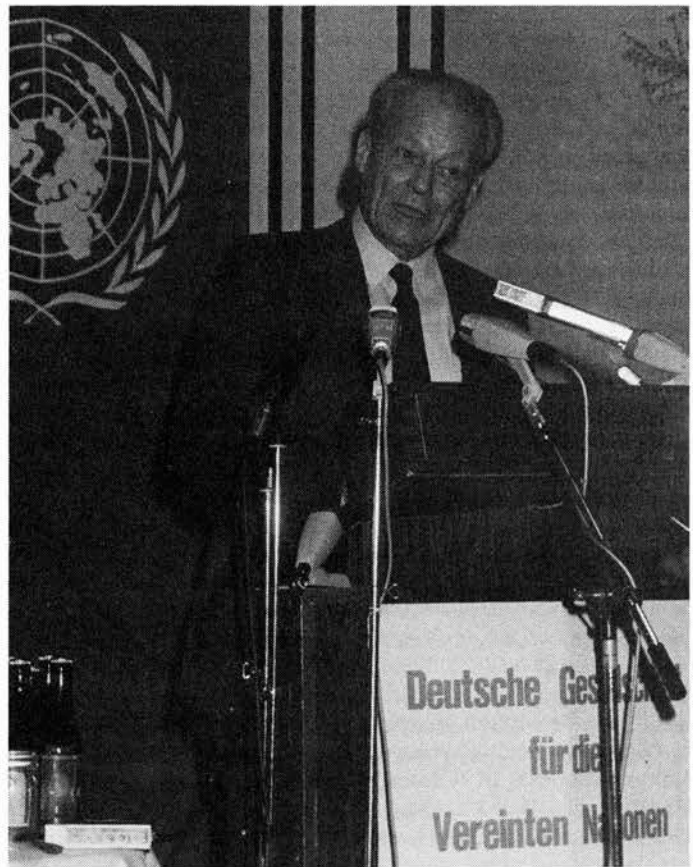
\*\*\*

Die Führer der Welt sprechen von Hilfe für befreundete Länder. Dabei meinen sie nur zu häufig Militärhilfe. Es gibt jedoch auch noch eine ganz andere Art von Hilfe. Wir sprechen viel zu wenig darüber. Diese Hilfe kostet weniger als die Militärhilfe; sie bringt auch vielleicht nicht immer Ruhm und Macht ein. Aber sie bringt Leben. Diese Hilfe kommt von Menschen, von Menschen mit Einsicht und Liebe. Über diese Art von Hilfe möchte ich sprechen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war es zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit möglich, ernsthaft daran zu denken, der gesamten Menschheit die Errungenschaften der Medizin zugänglich zu machen. Werden jetzt die achtziger Jahre die Zeit sein, in der diese Gelegenheit versäumt wurde? Oder werden die heutigen Probleme und Katastrophen der Auslöser neuer kreativer Ansätze sein, um das Ziel der Durchsetzung der Menschenrechte und der Versorgung aller Menschen mit Nahrung, medizinischer Hilfe und Erziehung bis zum Jahr 2000 zu erreichen?

Die meisten Menschen sind sich des Problems der Armut, des Hungers und der Krankheit bewußt. Die meisten Menschen wissen, daß Menschen — und vor allem Kinder — sterben oder unterernährt, unterversorgt und als Krüppel aufwachsen. Aber gerade weil wir wissen, daß die Zahlen so groß sind, und daß die sichtbaren Ursachen — Armut und Unterentwicklung — so allgegenwärtig sind, verlieren wir die Fähigkeit, das Unmittelbare dieser Katastrophe zu begreifen. Wir verlieren die Fähigkeit, ihren Umfang zu erkennen oder sie gar nachzuempfinden. Wir verlieren das Gefühl dafür, daß »dies jetzt und heute geschieht«. Und die tägliche Tragödie muß erst eine neue Dimension annehmen — wie das himmelschreiende Elend der Hungerkatastrophe in Afrika — bevor wir Tod und Leiden als reales und unmittelbares Geschehen begreifen.

Ich kann leider nicht umhin, einige traurige Zahlen zu nennen: Etwa 150 Millionen Kinder durften in den letzten zehn Jahren auf der ganzen Welt nicht groß werden. Sie starben. Ihr Tod war schmerzlich und qualvoll. Und mindestens weitere 150 Millionen Kinder sind behindert: verkrüppelt, entstellt, körperlich oder geistig zurückgeblieben. In Zahlen ausgedrückt ist dies so, als wäre jeder in den letzten zehn Jahren geborene Amerikaner und Kanadier — 250 Millionen — heute entweder tot oder verkrüppelt! Und jedesmal verursacht das Leiden eines Kindes unsägliches seelisches Leiden bei Müttern, Vätern und Geschwistern — wobei einige Wunden vielleicht nach dem Tod des Kindes mit der Zeit heilen, andere jedoch bleiben, wenn ein Kind als Krüppel aufwächst.



Keinen Gegensatz »zwischen der enormen Aufgabe, das Nord-Süd-Gefüge neu zu organisieren, und dem Ziel, solange das nicht erreicht ist, so viele Leben zu retten wie eben möglich«, sah Friedensnobelpreisträger Willy Brandt in seiner Laudatio auf Liv Ullmann: »Die Hilfe in der Not steht nicht im Gegensatz zum Versuch, die Ursachen des Unheils in den Griff zu bekommen.« Auch wenn die Tätigkeit des UNICEF etwas von einer Sisyphusarbeit an sich habe, sei jeder einzelne, dem man hilft, aller Anstrengungen wert, selbst wenn vielen anderen nicht geholfen werden könne. Die Kinder in den Elendsregionen seien »das schwächste Glied in der Kette einer Weltordnung, die wir wenigstens in ihren Folgen mildern müssen. ... Das Bewußtsein für die Unersetzlichkeit privater Initiative hat sich in den letzten Jahren geschärft; ich habe das begrüßt. Für die Aufgaben, die wir zu bewältigen haben, können gar nicht genug Initiative, Einfallsreichtum und Beweglichkeit eingebracht werden. Staatliches Handeln kann dadurch noch lange nicht ersetzt werden. Der Gedanke der Privatinitiative sollte ohnehin nicht für Zwecke der Entsolidarisierung mißbraucht werden. Inkonsequent freilich wäre es, persönliche Initiative im Wirtschaftlichen zu fördern, aber im Politischen zu beargwöhnen.«

Haben Sie etwas über diese sterbenden Kinder gelesen? Haben Sie sie im Fernsehen gesehen? Ich meine hier nicht die Menschen, die in Kolumbien durch den Vulkanausbruch umkamen. Auch nicht die Erdbebenopfer in Mexiko-Stadt oder die Gasopfer in Bhopal. Ich spreche auch nicht über die Schlagzeilen von der Hungerkatastrophe in Äthiopien und vielen anderen afrikanischen Ländern. Ich spreche hier von den Kindern, die nicht durch Vulkanausbrüche, Erdbeben oder Unfälle umkamen. Ich spreche von all den Kindern, die abseits der Hungersnöte einfach deshalb hungrig, unterernährt und krank aufwachsen, weil ihre Eltern in äußerster Armut und schlimmster Unterentwicklung leben mußten, in einer Situation, die durch Analphabetentum, unzureichende medizinische Versorgung und Mangel an sauberem Wasser gekennzeichnet ist. Ich spreche von den Millionen Kindern — 15 Millionen jedes Jahr — die, von der Öffentlichkeit unbemerkt, in den Armen ihrer Mütter sterben. 40000 Kinder sterben jeden Tag ... nicht durch Vulkanausbrüche, Erdbeben oder Hungersnot. Und weil selbst in unserer heutigen, unvollkommenen Welt so viele Kinder vor Tod oder Verkrüppelung gerettet werden könnten, ist es vielleicht das tragischste Element dieser Situation, daß wenigstens die Hälfte dieser Kinder nicht hätte sterben müssen.

\*\*\*

Aber es gibt noch eine weitere, ebenfalls weitgehend unbeachtete Entwicklung, eine Entwicklung, die auf eine Revolution hinführt, eine Revolution für die Kinder, eine Revolution, die

bereits heute Millionen Menschenleben betrifft. Diese Revolution ist schon im Gang. Sie breitet sich in den Entwicklungsländern von Land zu Land aus. Sie hat aber auch Auswirkungen auf die Industriestaaten. Es handelt sich um eine Revolution, die durchaus die Welt zu ändern vermag.

Es ist eine Revolution zur Überwindung des Status quo der Unkenntnis und Nachlässigkeit, der jedes Jahr Millionen Kinder sinnlos mordet und entstellt. Es ist eine Revolution für das Überleben und für die Entwicklung der Kinder, und sie wird die Welt ändern, wenn, ich wiederhole: wenn, die ganze Welt davon erfährt — nicht nur die Politiker und Bürger der einflußreichsten Länder, sondern auch die Mütter und Väter in den Entwicklungsländern, die diese Nachricht erreichen muß, um sie zu stärken.

Sie werden fragen, worin dieser aufsehenerregende technische Fortschritt besteht, der, zusammen mit einem Ausbau der Kommunikationskapazitäten, diese Revolution ermöglicht. Um welche Techniken handelt es sich, die innerhalb von fünf bis fünfzehn Jahren eine derartige Verbesserung der medizinischen Betreuung von Kindern herbeiführen, daß die Kindersterblichkeit und die Fälle von körperlichen Schäden um die Hälfte zurückgehen werden, und das in für so viele Menschen schwierigen wirtschaftlichen Zeiten, insbesondere in den rückständigsten Ländern?

Zu diesen neuen, verbesserten, neuentdeckten oder wiedereingeführten Techniken gehören:

1. Die orale Rehydrierungstherapie in Form einer einfachen Behandlung mit in Wasser gelösten Salzen und Glukose bei Kindern, die nach Durchfall an Flüssigkeitsmangel leiden, der Haupttodesursache bei Kindern, der fast fünf Millionen Kinder pro Jahr zum Opfer fallen. Täglich sterben über 7000 Kinder an Durchfall, der rechtzeitig hätte verhindert werden können.

2. Neue Fortschritte in der Impftechnik zur Vorbeugung gegen Tetanus, Masern, Kinderlähmung, Keuchhusten, Diphtherie und Tuberkulose, durch die jedes Jahr Millionen Kinder bleibende Schäden erleiden oder sterben. Tausende von Kindern können so jeden Tag gerettet werden — und das bei extrem niedrigem Aufwand.

3. Die in der letzten Zeit wieder erkannten Vorzüge des Stillens. In Haiti stirbt ein Drittel der Säuglinge, weil sie, statt von ihren Müttern gestillt zu werden, Milchpulver bekommen, das in verunreinigtem Wasser gelöst wurde.

4. Beobachtung des Wachstums, damit die Mutter Anzeichen von Unterernährung erkennen und entsprechend handeln kann. Das Recht jeder Frau auf das Wissen, wie sie ihr Kind schützen kann.

Kolumbien ist ein Beispiel für ein Land, in dem alle diese Ansätze verfolgt werden. 1984 begann Kolumbien seinen Kampf mit einer Impfkampagne. Präsident Betancur wandte sich an die Medien — darunter auch die führenden oppositionellen Zeitungen. Er bewegte Presse, Radio und Fernsehen zur Mitarbeit und bezog danach die Kirche, das Rote Kreuz, die Rotarier, den Lions-Club, Pfadfinder, Lehrer, Unternehmer und alle Ministerien ein. Und anschließend auch noch die Guerillaführer. Zusammen machten sie sich an etwas in der Geschichte einmaliges: Drei Monate lang, an drei landesweiten Impftagen, beteiligte sich jedermann an der Impfung fast aller Kinder eines Landes gegen die fünf Hauptkrankheiten, durch die jedes Jahr zehntausende Kinder starben oder Dauerschäden erlitten. Die Zeitungen berichteten auf der ersten Seite über die Aktion. Radio und Fernsehen berichteten darüber wie über eine Wahl, mit stündlichen aktuellen Meldungen, so daß alle Familien angesprochen wurden. Am Ende des letzten Impftages waren fast 100 Prozent aller kolumbianischen Kinder unter fünf Jahren geimpft. Kolumbien ist somit ein Beispiel für den sinnvollen Einsatz der Medien. Außerhalb des Landes indessen erfuhr man kaum etwas darüber.

Können Sie sich die Schlagzeilen in der Weltpresse vorstellen, wenn jemand ein wirksames Mittel gegen Krebs entdeckt hätte? Oder gegen irgendeine andere Krankheit, die uns, den Reichen und Privilegierten, zu schaffen macht? Der Grund, warum dieses wirkliche Wunder in Kolumbien so unbeachtet blieb, liegt darin, daß es sich bei den Ärmsten und Schwächsten unter uns ereignete. Und daher ganz offensichtlich unserer vollen Aufmerksamkeit nicht wert war. Dennoch ist es von gleicher Bedeutung wie die ersten Schritte des Menschen auf dem Mond. Es kennzeichnet den Beginn einer Revolution für die Gesundheit der Kinder.

El Salvador war dann das nächste Land. Auch in El Salvador geschah ein Wunder. Drei Tage lang war ein Land, in dem Krieg und Gewalt an der Tagesordnung sind, ein Symbol für Frieden und Leben. Drei Tage lang im vergangenen Jahr führte das UNICEF ein Lebensrettungsprogramm durch, das ein voller Erfolg war. Am 3. Februar, 3. März und 21. April schwiegen die Waf-



DGVN-Vorsitzende Helga Timm bei der Übergabe der Verleihungsurkunde der Dag-Hammarskjöld-Ehrenmedaille an Liv Ullmann im Berliner Hotel »Intercontinental«; rechts im Bild: Wolfgang Lüder, Vorsitzender des gastgebenden DGVN-Landesverbands Berlin. — Die Verbindung von Werdegang und Engagement bei Liv Ullmann leuchtete Bundespräsident Richard von Weizsäcker in einer Grußbotschaft aus: »Wer wie Sie als Künstlerin das Menschliche bis in seine verborgensten Falten sichtbar machen kann, der leidet wohl auch tiefer mit den Menschen. ... Sie erscheinen nicht als Schauspielerin, die sich mit einem Botschafter-Titel schmückt, sondern als verehrungswürdige Frau, die den Botschafter-Titel benutzt, um ihrem leidenschaftlichen Willen, Menschen zu helfen, mehr Nachdruck und größere Wirksamkeit zu verleihen.«

fen, um das Leben kleiner Kinder zu retten. An drei Tagen wurden 300 000 Kinder gegen die verbreitetsten Krankheiten geimpft. Guerilla und Regierungstruppen kämpften — aber nicht gegeneinander, sondern gegen den gemeinsamen Feind des salvadorianischen Volkes: gegen Krankheiten, an denen Jahr für Jahr rund 20 000 Kinder sterben. Und dennoch machte dieses Wunder keine Schlagzeilen wie die Erklärungen der Führer zweier Großmächte in Genf. Obwohl das, was in El Salvador geschehen war, viel tiefgreifender und unendlich ergebnisreicher war. Ich muß den Medien das Mißverhältnis ihrer Berichterstattung über diese beiden Ereignisse des letzten Jahres ankreiden.

\* \* \*

Ich weiß, daß es nicht Aufgabe der Medien ist, das Leben der Menschen zu verändern. Es ist jedoch ihre Aufgabe, den Menschen Mittel an die Hand zu geben, ihr eigenes Leben zu verändern. Ich halte es für die ursprüngliche Aufgabe der Medien, die Wahrheit so darzustellen, daß die Menschen sie anwenden und umsetzen können. Und welche Wahrheit kann wichtiger sein als den Menschen zu sagen, daß ihre Kinder nicht sterben müssen? Wenn sich auch die Medien an dieser Revolution für die Gesundheit unserer Kinder beteiligen, werden wir wirklich eine Revolution auslösen können, die uns allen dient.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht nur die Medien, sondern jeden einzelnen ansprechen. Ich fordere Sie auf, Ihre innere Einstellung gegenüber der Not zu ändern: Erstens müssen wir auch die Tragödien begreifen und zur Kenntnis nehmen, die zwar keine Schlagzeilen machen, unter denen aber andere zu leiden haben. Und zweitens müssen wir erkennen, daß wir etwas dagegen tun können. Heute hören wir nicht mehr von Flut- oder Sturmkatastrophen, die sich vor Monaten ereigneten; die Morgennachrichten berichten über Erdbeben und Vulkanausbrüche der letzten Nacht. Wir hören nicht mehr von Dürren oder Hungersnöten vom letzten Jahr; die Menschen, die wir in Zeitungen und Filmen sehen, verhungern heute. Wir hören nicht mehr von Menschen, die bereits tot sind; wir erfahren, daß Menschen in Gefahr sind — aber noch leben — jetzt und heute.

Und wir handeln, weil wir glauben, daß unsere Spende an »Save the Children«, das Rote Kreuz oder das UNICEF etwas bewirken wird. Wir wissen, daß Nahrungsmittel, Medikamente oder Kleidung abgeschickt werden. Und wir glauben, daß unsere Regierungen ebenfalls so handeln sollten, wie wir es tun. Denn es gibt Dinge, die wir nicht privat unternehmen können, wohl aber unsere Regierungen. Und die Regierungen verstehen diese Aufforderung, sie verstehen die Öffentlichkeit, die verlangt, daß »etwas getan werden muß, und daß unsere Regierung dies auch tun sollte«. Die Äußerung der Betroffenheit der Öffentlichkeit gegenüber einer Tragödie zeigt den Regierungen, daß von ihnen nicht nur erwartet wird, etwas zu unternehmen, sondern daß sie auch das Mandat dazu haben.

Und ebenso wie diese neue innere Einstellung zur Not, von der wir in den Schlagzeilen erfahren, in dem Bewußtsein der Weltöffentlichkeit wurzelt, daß Not existiert, und daß etwas dagegen getan werden kann, meine ich, daß sich eine ähnliche innere Einstellung gegenüber den stillen Tragödien zu entwickeln vermag — gegenüber der Not, die selten Schlagzeilen macht — und daß diese Einstellung dazu führen kann, daß die Gemeinschaft aller Menschen — Regierungen, Institutionen, Gesellschaften und jeder einzelne — die uneingeschränkte Verantwortung für Gesundheit und Wohlergehen aller Menschen übernimmt.

Um dies jedoch erreichen zu können, müssen Sie und ich gleichermaßen der Versuchung widerstehen, Sentimentalität an die Stelle echten Mitfühlens treten zu lassen. Wir brauchen keine blutenden Herzen und Heuchelei. Natürlich werden wir Tränen vergießen, wenn uns das Fernsehen eine Mutter in Äthiopien zeigt, die um ihr totes Kind trauert, aber letztlich kann sporadische Großzügigkeit nur vorübergehende Hilfe bringen. Wichtig ist, daß ich diese Mutter auch dann noch sehe, wenn ich mich in meiner gewohnten Umgebung befinde — mich mit meinen eige-

nen Angelegenheiten befasse —, so daß das Mitfühlen mit meinen Mitmenschen eine Haltung ausdrückt, die ich beständig vertrete. Wir müssen auch lernen, die Kultur zu erkennen und zu begreifen, innerhalb derer wir etwas ausrichten wollen. Wir dürfen nie vergessen, daß wir natürlichen und klimatischen Elementen gegenüberstehen, die seit Jahrhunderten vorhanden sind. Wir müssen begreifen, daß wir vielerorts mit Emotionen zu tun haben, die auf Stammeskulturen fußen. Wenn wir etwas bewegen wollen, müssen wir lernen, innerhalb tief verwurzelter kultureller Verhaltensweisen und innerhalb der kulturellen Realität zu arbeiten. Blitzaktionen können nur in Notfällen und nie anstelle langfristiger Programme helfen.

Gleichermaßen ist uns allen, die wir als Bürger der entwickelten Welt helfen wollen, eins gemeinsam: unser Mangel an Geduld. So brauchen zum Beispiel viele afrikanische Länder Zeit, um nach der Kolonialzeit den besten Weg zu finden, sich selbst zu regieren. Es mag länger als 40 oder 50 Jahre dauern, den Gesetzen Geltung zu verschaffen, die Unabhängigkeit und die Menschenrechte aller Bürger zu sichern. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man den berühmten englischen Rasen von heute auf morgen erhält: richtige Saat, richtige Düngung, die richtige Abgabefolge der Jahreszeiten — und das vielleicht 400 Jahre lang! In England widmet man dieser Aufgabe viel Zeit — man achtet auf seinen Rasen. Wir aber verlieren die Geduld mit der Dritten Welt bei etwas, was über Generationen gepflegt werden muß. Die Dritte Welt existiert in Wahrheit eigentlich nicht, da einige Länder, die wir dazurechnen, enorme Fortschritte machten, während andere zurückblieben.

Da ist noch ein weiterer Gegenstand unserer Ungeduld gegenüber sich entwickelnden Ländern — wir zeigen mit dem Finger darauf und entrüsten uns lauthals: Korruption. Korruption gibt es aber nun fast überall. Nur tritt sie in den hochentwickelten Demokratien seltener auf und hat einen gefälligeren Namen.

Auch blicken wir mit Ekel und Entsetzen auf Apartheid- und andere rassistische Regime, vor denen Menschen fliehen müssen — jedoch sollten wir auch an die Hunderttausende denken, die vor dem Terror von Regierungen ihrer eigenen Rasse fliehen mußten. Gewalt und Unmenschlichkeit haben nichts mit einer bestimmten Hautfarbe zu tun.

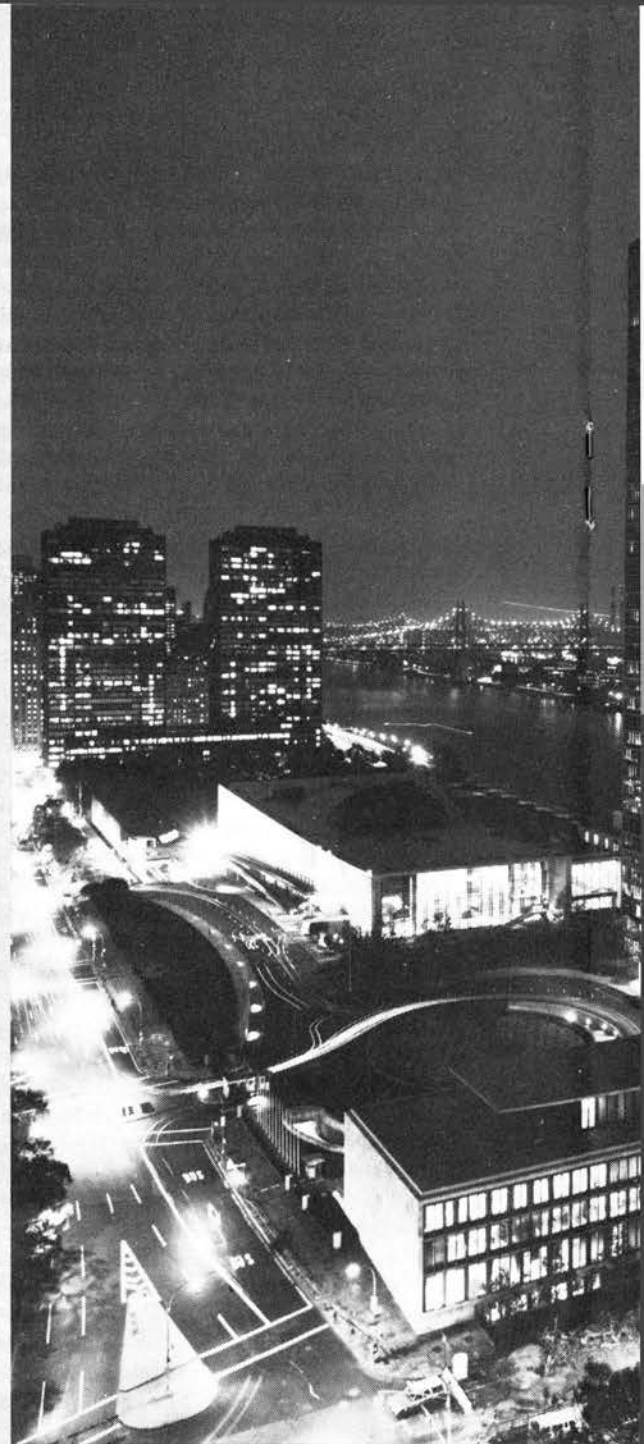
Und dies führt mich wieder zu dem Punkt, um den es mir ganz besonders geht: Solange wir nicht auch die Menschen in weit entfernten Ländern als unsere Nachbarn verstehen — Nachbarn, die nicht anders sind als wir —, solange wir nicht wirklich verstehen, daß wir alle an der Fülle der Möglichkeiten dieser Welt teilhaben müssen, wird es sehr schwer sein, zu der neuen inneren Einstellung zu gelangen, die wir für eine friedliche Revolution brauchen. Eine Revolution, die unzähligen Kindern das Leben rettet wird.

Hammarskjöld schreibt: »Es wurde mir plötzlich klar, daß er sich seiner bewußter war als ich mir meiner, und daß ich aufgefordert war, dieses Bewußtsein seiner selbst nicht als Objekt, sondern als Subjekt zu begreifen — und bewußter als ich.«

\* \* \*

Ich möchte Ihnen jetzt eine Nachbarin vorstellen: Ich sehe sie, eine Frau in Äthiopien, in Schmerz versunken, ihr winziges Baby auf dem Arm. Die Gegend, in der ihr Lager liegt, ist von schwerer Trockenheit heimgesucht. Ihr Kind verdurstet in aller Stille. Vor ihr: ein Wasserloch mit schlammigem, verunreinigtem Wasser. Sie hat die Wahl: ihr einziges Baby verdurstet zu lassen oder ihm verunreinigtes Wasser zu trinken zu geben. Ich sehe, wie sie ihre Entscheidung trifft. Sie bückt sich, füllt ihre hohle Hand mit dem Schlamm; sie hebt sie langsam zum Mund ihres Kindes. — Not bedeutet, überhaupt keine Wahl zu haben. Was uns als Menschen auszeichnet, ist die Tatsache, daß sich der einzelne nicht von der Not anderer abwenden kann.

Wenn sich eine Regierung von der Bedürftigkeit der schwächsten und kleinsten Bürger abwendet, ist dies eine Sünde. Es muß einen öffentlichen Aufschrei geben, wenn wir hören, daß Kinder sterben, die wir hätten retten können. Ein Land, das diesem schlichten Menschenrecht auf Leben zuwiderhandelt, geht



## Jubiläum in T

Feierlich beging das für die Wahrung des Weltfriedens und die Hauptorgan, der Sicherheitsrat, am 26. September 1985 die 2608. Sitzung des Rates (Bild links oben). — Diese 2608. Sitzung des Rates fand auch Gelegenheit zu einer Begegnung von Eduard Schwarcz und dem sowjetischen Außenminister. — Der Präsident des Gastlandes des 24. Oktober, kurz vor seiner Ansprache vor dem Plenum des Rates, wurde von dem Generalsekretär Javier Pérez de Cuéllar und dem Präsidenten der Generalversammlung begrüßt. — Im Reigen der Staatsmänner, die anlässlich des Jubiläums die Anwesenheit von Nicaraguas Präsident Daniel Ortega Saavedra nicht, der von dem Generalsekretär Don Jaime de Piniés begrüßt wurde.

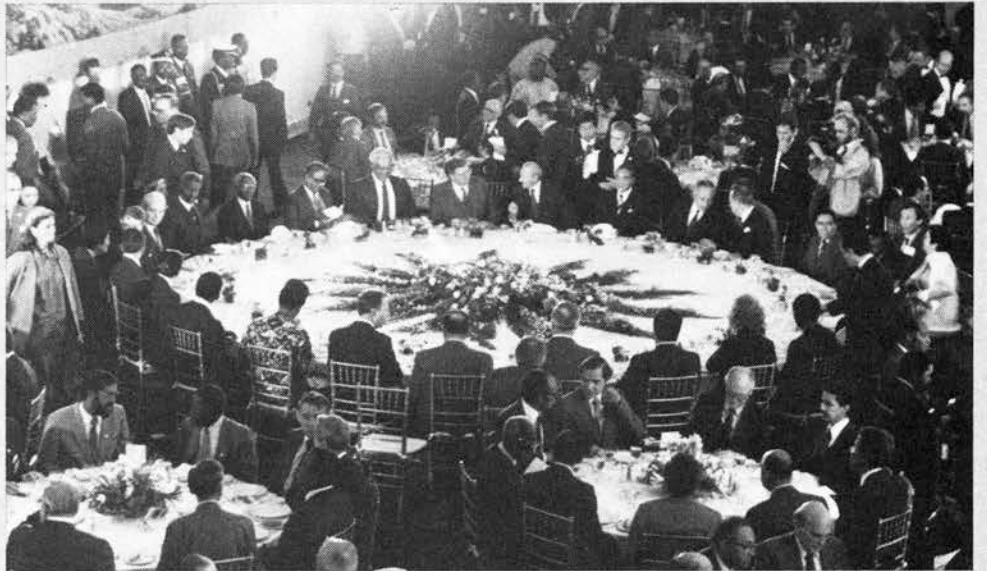
Eine Geburtstagstorte wurde auf einem Empfang für die Teilnehmer des Jubiläums gemeinsam von Tagungspräsident Don Jaime de Piniés, dem Generalsekretär Javier Pérez de Cuéllar und dem Generalsekretär Javier Pérez de Cuéllar am 23. Oktober. — Ein Mittagessen für die zur Jubiläumsfeier angereisten Staatsmänner fand am 21. Oktober an der Konferenz der Gattinnen der Delegierten der Bekämpfung des Drogenmißbrauchs auf Einladung der Generalsekretärin statt. Die großen Kontroversen bestehen fort. Die Delegierten der Generalversammlung, als am 21. Oktober an das Rednerpult trat.



## New York

s und der internationalen Sicherheit verantwortli-  
 1985 das 40jährige Bestehen der Vereinten Nationen  
 und auf der Ebene der Außenminister statt und bot  
 Edwardnadse und George Shultz; die Außenminister  
 sowjetischen UN-Botschaft zu einem ausführlichen  
 der Weltorganisation, Ronald Reagan, traf am  
 der Generalversammlung, mit UN-Generalsekre-  
 Generalversammlung, Don Jaime de Piniés, zusam-  
 des Jubiläums vor das Weltforum traten, fehlte auch  
 der seine Rede am 21. Oktober hielt und zuvor von

die Delegierten zur 40. Generalversammlung ge-  
 es, Frau Giulia de Piniés, Frau Marcela Pérez de  
 am 10. Oktober angeschnitten (Bild rechts oben).  
 n Staats- und Regierungschefs gab der UN-Genera-  
 len der Staats- und Regierungschefs zur Förderung  
 adung von Nancy Reagan am 21. Oktober statt. —  
 fort. Dies wurde auch beim Auszug einer Reihe von  
 als der israelische Ministerpräsident Shimon Peres



uns alle an — auf gleiche Weise, wie sich Amnesty International heute gegen die Folter wendet, wie wir gegen die Apartheid demonstrieren, wie wir Regierungen, die Terroristen unterstützen, boykottieren und kritisieren. Denn was wäre eine schlimmere Sünde, als ein kleines Kind aus Nachlässigkeit sterben zu lassen.

Denken Sie an unsere Empörung, als wir von dem Giftgasunglück im indischen Bhopal hörten. Wie sich die Schlagzeilen — zu Recht — über das Verbrechen entrüsteten, auf solche Weise mit Menschenleben zu spielen. Aber wo sind die Schlagzeilen über das tägliche Sterben von Kindern in Indien, deren Zahl ebenso hoch ist wie die Zahl der Opfer in Bhopal? Jeden Tag ein neues Bhopal: Wo ist der öffentliche Aufschrei angesichts der Menschen, die dieses Jahr nicht geimpft werden können — ein Vielfaches der Toten von Bhopal? Und wo bleibt die Empörung der Weltöffentlichkeit, da doch gewissermaßen allein in Indien jeden Tag zwanzig mit kleinen Kindern besetzte Jumbos abstürzen?

Für die meisten von uns dürfte es das eigentliche Problem sein, nicht nur in einem Augenblick des Mitleids für eine ferne Tragödie zu spenden, sondern tatsächlich zu erfahren, daß wir alle ein wichtiger Teil der Welt sind, und das immer. Nicht nur dann zu handeln, wenn die Schlagzeilen über Tote berichten, sondern auch für die Menschen etwas zu tun, deren Leiden unbemerkt bleibt und nicht im Fernsehen gezeigt wird — für alle die, denen wir tatsächlich helfen können.

Katastrophen und Not können uns alle gleichermaßen heimsuchen. Wie in Bhopal, wo der Wind die giftigen Gase verbreitete — als sich die Katastrophe ereignete, hing es nur von der Windrichtung ab, wer sterben mußte und wer überleben durfte. Niemand kann wissen, wohin der Schlamm beim nächsten Mal fließen wird — wo sich das Erdbeben ereignet, wo die Rakete einschlägt.

»Der Tod eines jeden Menschen nimmt mir etwas«, sagt John Donne. Es stimmt, der Tod eines jeden Menschen macht mich ärmer als zuvor, bevor ich von seinem Tod wußte.

Alles Leiden und alle Unterlassungen, derer ich mich nicht schuldig mache, charakterisieren mich als Mensch. »Ist nicht die Erfüllung unserer Pflicht gegenüber dem Mitmenschen Ausdruck unseres tiefsten Sehns? Es spricht alles dafür.«

Ich denke an einen kleinen mütterlosen Jungen, der von seinem leeren Teller fortging. Sein Hintern war faltig wie bei einem alten Mann.

Ich denke an eine Mutter, die zusehen mußte, wie ihr Kind in ihren Armen starb.

Ich kenne noch eine Mutter.

Mich. Diese Mutter hat ein Kind.

Ich hatte immer gehofft und gebetet, daß die Mitmenschen gegenüber meinem Kind Mitgefühl zeigen würden. Heute sieht meine Hoffnung anders aus: Ich glaube, das Wichtigste, was ich ihm wünschen kann, ist, daß es anderen Menschen Mitgefühl entgegenbringt.

## Bürden der Vergangenheit, Hoffnung für die Zukunft

Bericht des Generalsekretärs über die Arbeit der Organisation an die 40. Generalversammlung

JAVIER PÉREZ DE CUÉLLAR

Unsere heutige Welt eröffnet fast unbegrenzte Zukunftsaussichten, sie ist aber gleichzeitig eine von ihrem eigenen Untergang bedrohte Welt. Für welche wir uns entscheiden, liegt ganz bei uns. Es wird darauf ankommen, ob die Regierungen und Völker der Welt, ohne erst durch weitere Katastrophen dazu getrieben zu werden, imstande sind, gemeinsam die richtige Entscheidung zu treffen; denn diese Entscheidung und ihre Durchführung wird in mancher wichtigen Hinsicht gemeinsam getragen werden müssen. Eine wesentliche Rolle bei dieser historischen Entscheidung spielen meines Erachtens jetzt wie auch in Zukunft die Vereinten Nationen und die Art und Weise, wie ihre Mitglieder sie zu nutzen beschließen. In diesem vierzigsten Jahr des Bestehens unserer Organisation werde ich daher in meinem Jahresbericht nicht so sehr auf die Zukunft der Vereinten Nationen als vielmehr auf die Zukunft der Menschheit und unserer Erde und auf die Rolle eingehen, die die Vereinten Nationen in dieser Zukunft spielen können.

Die Staatsmänner, die vor vierzig Jahren die Charta der Vereinten Nationen schufen, würden sicher mit Staunen die Welt betrachten, die sich uns heute darbietet. Die Karte unserer Welt, unser wissenschaftliches Verständnis der Welt, die internationalen Beziehungen, das Wesen des Krieges ebenso wie unsere Lebensweise haben in diesen vierzig Jahren tiefgreifende und umwälzende Veränderungen erfahren. Wir sind alle, so oder so, darum bemüht, neue Orientierungen, bessere Systeme und wirksamere Möglichkeiten der Anpassung zu finden.

Wir leben in einer Zeit des Wandels und der Ungewißheit. Dies wird uns immer dann besonders deutlich, wenn sich die Welt plötzlich mit einem besonders brennenden Problem konfrontiert sieht, sei dies nun ein neuer Konflikt, eine große humanitäre Katastrophe oder die zeitweise Lähmung, die ein vorsätzlicher Gewaltakt hervorruft.

Es steht außer Zweifel, daß sich zwischen den beiden Polen der massiven und hochentwickelten nuklearen Bewaffnung der Großmächte und der Verzweiflung der Unterprivilegierten oder Enteigneten weltweit ein großer Leerraum erstreckt, in dem oft Rechtsunsicherheit und Mangel an anerkannter Autorität bestehen. Unsere dringlichste Aufgabe ist es, diesen Leerraum auszufüllen, indem wir entschlossen daran gehen, ein funktionierendes internationales politisches System zu schaffen, an dem alle teilhaben — ein System, das nicht nur Überleben und Ordnung gewährleistet, sondern auch unseren Planeten im Interesse aller seiner Bewohner in geregeltere Bahnen lenkt.

Hier scheint es mir wichtig, den Begriff der internationalen Autori-

tät näher zu untersuchen, einen auch in der heutigen Welt schwer faßbaren Begriff. Vor der Gründung des Völkerbunds und seiner Nachfolgeorganisation, den Vereinten Nationen, war die tatsächliche Macht der stärksten Staaten oder Reiche die einzige Autorität, die in den internationalen Beziehungen Geltung besaß. Vor allem durch den Mißbrauch dieser Macht ist es in diesem Jahrhundert zu zwei Weltkriegen gekommen. Um eben diesen Zustand zu beseitigen, wurden die Vereinten Nationen gegründet. Präsident Roosevelt erklärte nach der Krim-Konferenz, die Gründung der Vereinten Nationen »bedeutet — und das ist auch beabsichtigt — das Ende des Systems der unilateralen Maßnahmen, der exklusiven Bündnisse und Einflußsphären, der Kräftegleichgewichte und all der anderen Mittel, die seit Jahrhunderten erprobt wurden und die sich immer als untauglich erwiesen haben«.

Die seither eingetretenen Entwicklungen bleiben weit hinter dieser Vision zurück. Ohne Zweifel haben die beiden Weltkriege und die gewaltigen Veränderungen der vergangenen vierzig Jahre klar gezeigt, daß die Welt nicht mehr so werden kann, wie sie einmal war, und daß das in der Charta niedergelegte System eine logische Antwort auf die Frage der Wahrung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit sowie der gemeinsamen Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung und des sozialen Fortschritts unter den heutigen Gegebenheiten ist. Tatsache ist jedoch, daß es uns bisher nicht gelungen ist, die politischen Voraussetzungen und insbesondere die Beziehungen zwischen den mächtigsten Staaten herbeizuführen, die bestehen müssen, wenn dieser edle Gedanke allen zugute kommen soll.

Diese Tatsache wird durch die Schwierigkeiten veranschaulicht, die heute auftreten, wenn es um die Auseinandersetzung mit dem Problem des Terrorismus geht. Aus der öffentlichen Diskussion dieses Problems geht hervor, daß vielfach angenommen wird, es gebe keine internationalen Übereinkommen auf diesem Gebiet. Ich brauche hier nur die drei unter der Schirmherrschaft der Internationalen Zivilluftfahrt-Organisation verabschiedeten Konventionen und die 1979 von der Generalversammlung verabschiedete Internationale Konvention gegen Geiselnahme zu erwähnen, die zumindest einen gewissen rechtlichen Rahmen für wesentlich wirksamere Maßnahmen zur Bekämpfung von Flugzeugentführungen und Geiselnahmen bieten. Dennoch entstehende Schwierigkeiten sind auf die Unfähigkeit oder die fehlende Bereitschaft der Regierungen zurückzuführen, diese Übereinkommen in konkreten Fällen auch wirklich anzuwenden. Auch hier mangelt es weithin an den unabdingbaren politischen Voraussetzungen, dem Gefühl der Solidarität